

Erinnerungen an Max Martin (19. November 1939 – 30. Dezember 2016)

Von Thomas Meier

Die folgenden Erinnerungen sind meine sehr persönlichen Eindrücke aus der Zeit mit Max Martin zwischen ungefähr 1987 und 2016. Einen weiteren Nachruf mit (ergänzter) Bibliographie und Absolventenverzeichnis finden Sie bei ARNO RETTNER, Erinnerungen an Max Martin. Bayerische Vorgeschichtsblätter 82, 2017, 219–224.

Irgendwann 1987, eine Gruppe von Studierenden im Foyer der – wie sie damals noch hieß – Prähistorischen Staatssammlung in München: in ihrer Mitte ein Mann mit markantem Gesicht und freundlichem Lächeln und diesem leicht bedächtigen schwyzer „Äkzent“. Es sollte, noch aus zivildienstlicher Distanz, mein erstes Zusammentreffen mit Max Martin sein.

In den folgenden Monaten sah ich Max noch einige Male in der Prähistorischen Staatssammlung und erfuhr beiläufig auch seinen Namen. Seit 1983 war er Professor an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität, wo es Georg Kossack gelungen war, nicht nur eine zweite Professur am Institut für Vor- und Frühgeschichte und Provinzialrömische Archäologie einzurichten, sondern sie auch mit seinem Wunschkandidaten zu besetzen – das Institut war nun sowohl in der Vor- wie in der Frühgeschichte exzellent aufgestellt. Dabei war Max in München kein Unbekannter, denn von 1968 bis 1971 hatte er hier – noch bei Joachim Werner – eine Assistentenstelle inne, von der es ihn damals allerdings zurück ins Baselbiet gezogen hatte, zur Bearbeitung des Gräberfeldes von Basel-Bernerring und dann auf den Direktorenposten des Römermuseums Augusta Raurica. Der Ruf auf die Münchner Professur hielt länger, aber auch jetzt immer mit einem Bein daheim, wo Max die Lehrbefugnis an der Universität Basel nie aufgab, und nicht nur in München, sondern eben auch in Basel eine ganze Generation von Schülerninnen und Schülern großzog. 2003, so früh wie möglich, kehrte er München dann doch wieder den Rücken und nach Basel zurück, um sich nun ganz seiner Familie und dem Forschen zu widmen. Zum Glück so früh, denn so blieben ihm noch einige Jahre, bevor jene schreckliche Krankheit immer spürbarer wurde, die ihn zunehmend bei lebendigem Geiste auszehrte und am Ende viele Ideen unvollendet ließ.

Damals, 1987, als ich Max das erste Mal sah, unterstützte er beratend Konzept und Katalog der großen bayerischen Landesausstellung über die Bajuwaren (Rosenheim / Mattsee 1988), die von Hermann Dannheimer in München koordiniert wurde. Und diese Zeit scheint mir rückblickend auch in seinem wissenschaftlichen Œuvre eine Art Wendepunkt. Auch wenn der Schwerpunkt seiner Publikationstätigkeit immer auf schweizerische Fundorte gerichtet blieb, traten nun, ab den späten 1980er Jahren, auch Beiträge zur Frauentracht in der Baiuvaria und zu chronologischen Zusammenhängen baiuvarischer, awarischer und langobardischer Gürtel hinzu, dann weiter nach Südosteuropa, bis Max, der stets auf die Präzision im Detail bedacht blieb, auch die Publikation der umfassenden Würfe anging, die schon lange in seinem Denken gewachsen waren: vor allem zur Frauentracht, zum Münzumschlag und – auch noch zuletzt – zu spätantiken Silberhorten. 147 Titel sind es schließlich geworden, stets gleichermaßen auf exakte Chronologie wie auf differenzierte kulturhistorische Aussagen meist zu Grab- und Trachtsitten und besonders zu Identitäten und dem, was man heute gerne „*transcultural flows*“ nennt, bedacht¹.

Mitte der 1990er Jahre, ein kleiner, ziemlich enger Dachraum, gefüllt mit acht Studierenden: Eine Übung zur frühmittelalterlichen Frauenracht findet statt. Max unterrichtet anhand von Overhead-Folien, seinem bevorzugten Medium, die uns anhand einer Fülle von Grabplänen die allmähliche Ablösung der 4-Fibel-Tracht durch die 1-Fibel-Tracht vor Augen führen sollen. Max spricht, detailreich und eindringlich, begeistert vom Thema, seine Augen suchen immer wieder den Blickkontakt, ob wir ihm noch folgen können, eine Folie folgt der nächsten. Max steuert der Klimax seiner Beweisführung zu, wir versuchen tapfer, die Beispiele zwischen Karpaten und Atlantik in den Griff zu bekommen und in seine Generallinie einzuordnen. Aber ... irgendwie will uns das nicht recht gelingen. Auf der Folie, die der Overhead projiziert, wollen sich die beiden Bügelfibeln in Beckenlage einfach nicht zeigen – nichts, nicht mal zwei undefinierbare schwarze Flecken in der Mitte des Skeletts, die wir dafür halten könnten. Selbstzweifel steigen in uns auf: Haben wir die Argumentation vielleicht doch nicht begriffen, obwohl Max sie doch so luzide vorträgt? Max wird seinerseits von unseren irritierten Blicken irritiert, gerät ins Stocken angesichts des Unverständnisses in unseren Gesichtern. Schließlich ein Blick auf die Folie, Stille – dann ein entgeisterter Blick zu uns und die völlig verdutzte Frage: „Ja warum widersprechen Sie denn nicht??? Das ist doch die ganz falsche Folie!“ Selten habe ich mich dümmer gefühlt – und selten habe ich mehr gelernt!

Max war ein großartiger Lehrer, zumindest für mich und viele andere. Auch wenn ich heute weiß, dass es ihn zuweilen große Anstrengung kostete, dass er den Umgang mit „dummen Menschen“ (Zitat) tunlichst vermied, vermittelte er uns nie das Gefühl, dumm zu sein oder etwas nicht zu können – es sei denn, wir nahmen etwas widerspruchslos hin. Er wich keiner Frage aus und keiner Diskussion; im Doktorandenkolloquium stellte er regelmäßig auch seine eigenen aktuellen Forschungen vor, nicht um Applaus, sondern um Widerspruch zu ernten. Wir sollten ihn nicht bewundern, sondern wir waren Sparringpartner, in der Diskussion mit uns wollte er prüfen, ob seine Argumentation hieb- und stichfest war. Sie war es immer! In all den Jahren, in denen ich mit Max diskutieren durfte, kann ich mich an ein einziges Patt erinnern: Es ging darum, ob das Verbreitungsbild der Fibern auf dem Gräberfeld von Köln-Müngersdorf vorwiegend chronologisch oder durch Beraubung bedingt sei ...

Um zu lernen, musste man aber auch hinhören. „Meinen Sie?“, immer wieder „Meinen Sie?“ in tausend Varianten und Spielarten. Man musste sich darin üben, die feinen Unterschiede zu hören und an seinen Augen abzulesen. „Meinen Sie?“ konnte eben alles meinen, von Überraschung und Bewunderung bis zum Synonym für „So ein Blödsinn!“ Doch genau das sagte er nicht, sondern ließ Raum für Begründungen auch abwegiger Meinungen, forderte Argumente ein. „In den Dialog eintreten heißt, eingestehen, dass auch der andere Recht haben kann“ schrieb Georg Gadamer, und Max' „Meinen Sie?“ war die praktische Übersetzung dieses Satzes. Wer scharfe Kritik, kompromisslose Ansagen oder gar die Faust im Nacken brauchte, um zu lernen, war hier falsch und musste sich andere Lehrer suchen.

Doch Kritik gab es sehr wohl, nur musste man auch hinhören, denn oft war sie subtil. „Warum ist das Basler Münster mit bunten Ziegeln gedeckt? – Damit es nicht hereinregnet“ kommentierte er *en passant* und ohne weitere Erklärung die Prüfungsfragen eines Kollegen, der durch allzu offensichtliche Antworten den Prüfling völlig verwirrt und auf's

¹ Die Publikationen von Max Martin finden Sie online unter: <http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/>

propylaeumdok/view/schriftenreihen/sr-48.html (21. September 2018).

Glatteis geführt hatte. Manchmal dauerte es, bis man im Eifer der erregten Diskussion den anarchistischen Humor und tieferen Sinn erkannte.

Im hemdsärmeligen, oft brachialen Umgangston der deutschen Universität erschien Max immer leise, zurückhaltend. Manchmal vielleicht sogar zu leise? Im deutschen System sind nur wenige seiner Schüler untergekommen, in der Schweiz dafür umso mehr. Hierzulande machten andere mehr Druck, um ihre Kandidaten durchzusetzen, notfalls auch mit unlauteren Mitteln. Max wusste das, und wer ihn ein wenig kannte, wusste um seine Abneigung gegen dieserart akademisches Schlamm-Wrestling, an dem er sich nicht beteiligen wollte. Gerade das trug ihm vielfach, aber nicht überall, Hochachtung ein.

Das Argument hatte Vorrang vor taktischen oder persönlichen Erwägungen. Im Jahr 1992, noch in der heißen Phase nachdem das Münchner Institut zu einem weitestgehend frühgeschichtlichen Institut geworden war, publizierte Max die Rezension der Habilitationsschrift seines neuen Kollegen, in der er die Ergebnisse des besprochenen Werks weitgehend auf den Kopf stellte. Monate und Jahre der Funkstille auf dem Flur des Instituts waren die Folge, in denen beide Seiten nur in Vorlesungen und Fußnoten ihre Standpunkte weiter untermauerten. Wenn ich auf die mehr als zehn Jahre zurückblicke, in denen Max Martin und Volker Bierbrauer beide am Münchner Institut lehrten, war es insofern für die Archäologie eine verlorene Dekade, als es nie gelang, in einen Dialog (*sensu* Gadamer) miteinander einzutreten.

An einem heißen Tag im frühen August 2015, in der Basler Bachlettenstrasse gleich gegenüber dem Zoo: Stefanie Martin-Kilcher und ich sitzen auf dem Balkon und reden ein wenig, während Max, von Krankheit und Medikamenten schon schwer gezeichnet, sich hingelegt hatte. Zwei Stunden waren ihm nachmittags noch geblieben, um ein wenig zu lesen oder zu schreiben, soweit die schon ganz reduzierte Bewegungsfähigkeit und die Medikamente das überhaupt noch zuließen. Und noch immer nahm er Anteil an der Entwicklung des Fachs – nicht an den Irrungen und Wirrungen von Lehrstuhlbesetzungen oder Lehrplan-Bologniserungen, aber am wissenschaftlichen Diskurs, noch immer erkundigte er sich nach dem Verbleib von Schülerinnen und Schülern, von denen er lange nicht mehr gehört hatte, nach unvollendeten Dissertationen.

An diesem Nachmittag wollte er meinen Besuch nutzen und wie einst im Doktorandenkolloquium ein kritisches Feedback bekommen – er arbeitete gerade wieder über eines jener Themen, die ihn ein Leben lang begleitet hatten: die Burgunden. Anhand der geplanten Tafeln erläuterte er mir, wie er meinte, an einigen Details von Bügelfibeln doch ein Nachleben burgundischer Bevölkerungsgruppen bis weit ins 6. Jahrhundert belegen zu können. Und wie vor zwanzig Jahren im Hauptseminar hatte ich vor dieser überwältigenden Kenntnis materieller Kultur und ihrer Zusammenhänge das Gefühl, reichlich inkompetent zu sein, geschweige denn, eine Gegenmeinung argumentativ vertreten zu können.

Um die gleiche Zeit, fast dreißig Jahre nachdem ich Max das erste Mal im Münchner Museumsfoyer gesehen hatte, in einem Heidelberger Hörsaal: Ich hatte mich, nach langem Zögern, nun doch an eine Vorlesung zur Chronologie frühmittelalterlicher Gräberfelder gewagt und kämpfte mit den Schwierigkeiten, mich von Max' Skripten zu lösen. Er begleitet mich ein ganzes Semester, steht, wie Michel Foucault es einst von seinem Lehrer Jean Hyppolite gesagt hatte, hinter mir und spricht bereits, bevor ich das Wort ergreife, schaut mir beständig, wohlwollend, oft aber doch mit einem Kopfschütteln, über die Schulter. Und ich habe das Gefühl, die Hälfte der Vorlesung richte sich weniger an die Studierenden, als dass sie ein stiller Dialog mit ihm über Chronologieprobleme des Frühmittelalters sei.

Dann, ein Jahr später, im Juli 2016 im Garten des Restaurants seines Sohns in Kleinbasel: Wir, einige seiner Schüler, überreichen Max eine Sammlung seiner sämtlichen Publikationen. Es ist ein ruhiger, wunderschöner Sommertag und in seinen Augen kann man Max die Freude über den Besuch und das Geschenk ansehen, kann man ihn noch finden – doch die Stimme hat ihn schon weitgehend verlassen ...

Vale, Max!

Anschrift des Verfassers

Thomas Meier

Institut für Ur- und Frühgeschichte und Vorderasiatische Archäologie

Sandgasse 7

69117 Heidelberg

thomas.meier@zaw.uni-heidelberg.de